

Es ist noch dunkel, als ich an den Strand komme. Eine Straßenlampe beleuchtet den Pfad, der durch die Dünen führt, und wirft einen hellen Kegel auf den Sand. Erst als ich ihn verlasse, beginnen meine Augen die Erde vom Himmel zu trennen, und ich höre das Rauschen der Wellen. Ich erkenne den Bach, der hier ins Meer mündet, an seinem Fließen und wate hinein. Dort wo die Wellen auf der Oberfläche bucklig werden, ist er tiefer. Ich warte darauf, dass er über den Rand meiner Gummistiefel schwappt und kalt in meine Socken läuft. Aber ich habe Glück heute. Es sind nur ein paar Spritzer. Die nasse Kälte an meinen Beinen verliert sich nach wenigen Schritten. Der Hund ist in der Dunkelheit verschwunden. Ab und zu höre ich seine Pfoten auf dem Kies, der sich am Fuß der Dünen gesammelt hat, und ich weiß, würde ich stehen bleiben, würde sein Schatten aus der Nacht tauchen und über den etwas helleren Sand auf mich zulaufen, ohne dass ich ihn rufen müsste. Eine Art Zuversicht überkommt mich, wenn er eine Runde um mich dreht, bevor er wieder in der Dunkelheit verschwindet.

Die Stadt im Süden ist eine dünne Kette ungleicher Lichter, weiter draußen blinkt es rot, ein Leuchtturm, der bei Tag nicht zu sehen ist. Möwen kreischen unsichtbar. Man sagt, sie ahmen die Schreie Ertrinkender nach. Der Umriss der Dünen, der sich allmählich gegen den Himmel abzeichnet, ist mir vertraut. Auf der Höhe des kleinen Hügels drehen wir um, wie jeden Tag. Erst jetzt bemerke ich die eisige Brise von Norden. Sie kriecht unter meine Kapuze, und ich ziehe den Schal enger um meinen Hals. Mit gesenktem Kopf stapfe ich zurück, wie ein Polarforscher, der in Schnee und Eis einen Ort sucht, der sich nur durch seine Koordinaten von der Umgebung unterscheidet.

Der Bach fließt schneller, als ich ihn wieder durchquere, aber er ist nicht mehr so tief. Die Flut läuft aus. Im Lichtkegel der Straßenlampe erinnere ich mich, dass ich hier vor einigen Tagen über einen angeschwemmten Plastikeimer gestolpert bin, und hebe meine Füße höher. Der Hund trottet neben mir.



flotsam, noun

- 1 : floating wreckage of a ship or its cargo
 2 a : a floating population (as of emigrants or castaways)
 b : miscellaneous or unimportant material
 c : debris, remains

Now she remembers the morning they arrived like a beginning, but then it was the end of a journey. They were exhausted from leaving behind what they knew, and a grey warm drizzle filled the air. It clung to their faces.

The ground felt solid. Maybe she was a little bit disappointed to lose the lightness under her feet, the illusion of drifting. It was not important, he said, and she believed him. Being together, she thought, would have a whole new meaning here.

It was too dark to see the shore, too early to look for shelter. Maybe there were birds in the air calling them by unfamiliar names. Unlike flotsam, jetsam means debris that was deliberately thrown overboard, from a ship in distress for instance, to lighten the load, and once in the water, anybody can claim it. The farewell already started to merge into a story from a world as alien as the one they were facing. Surely it is the current that carries flotsam and jetsam in certain directions, deposits them side by side on a shore. But at the time she didn't have any doubts that it was meant to be.

